

# Johann und Tabea

Von Staubengel

## Inhaltsverzeichnis

<b>Kapitel 1:</b>	.....	2
<b>Kapitel 2:</b>	.....	5
<b>Kapitel 3:</b>	.....	8
<b>Kapitel 4:</b>	.....	11
<b>Kapitel 5:</b>	.....	14
<b>Kapitel 6:</b>	.....	16

## Kapitel 1:

Es war ein warmer Tag gewesen. Tabea hatte sich ununterbrochen mit ihrem Fächer Luft zufächern müssen,

um nicht an der dicken, schwülen Schwere zu ersticken, die sie umgab. Jetzt war sie glücklich über das kühle Wasser, das sie sich auf die Stirn und in den Nacken streichen konnte. Es vermischte sich mit ihrem Schweiß und durchnässte ihren Kragen, aber das störte sie nicht. So blieb ihr Hals wenigstens länger kühl.

Mit einem Seufzen wandte sie sich von ihrem Waschtisch ab und strich sich die feuchten Haare aus dem Gesicht. Dank der zugezogenen Vorhänge herrschte eine angenehme Temperatur in ihrem Zimmer. Trotzdem zog Tabea sich voller Erleichterung ihr viel zu dickes Kleid aus und schlüpfte in ihr Nachthemd und den Morgenmantel. Danach schlenderte sie zum Schreibtisch und inspizierte den Teller frischer Plätzchen, die das Küchenmädchen trotz der Hitze jeden Tag aufs Neue backte und in den Räumen des Hauses verteilen ließ. Tabea nahm sich eines und musterte es kritisch, biss hinein und legte es neben den Teller auf das dunkle Holz des Tisches. Sie hatte nicht den geringsten Hunger, obwohl sie seit dem Frühstück keinen Happen mehr gegessen hatte. Es war einfach viel zu warm, um hungrig zu sein.

Weil sie Langeweile hatte, nahm sie sich den Kamm vom Waschtisch, setzte sich aufs Bett und begann lustlos durch ihre goldblonden Locken zu fahren. Sie waren bereits ordentlich gekämmt, so dass die Zinken widerstandslos hindurchglitten. Das leise Streichen von Haar auf Metall war das einzige Geräusch in der Stille. Nur das Zwitschern der Vögel drang noch von draußen herein, doch das Glas des Fensters dämpfte den abendlichen Gesang.

Als es an der Tür klopfte, sah Tabea auf und hielt in den Kämbewegungen inne. „Herein“, sagte sie, den Blick auf die Tür gerichtet, die sich nun öffnete. Herein trat Raphael, der Diener des Hausherrn, ihres Vaters, dürr und groß, immer mit halb geschlossenen Augen und etwas zu hoch erhobenem Kinn. Tabea sprach nicht oft mit ihm, was jedoch zu großen Teilen daran lag, dass Raphael sehr schweigsam war.

„Ja?“, fragte Tabea jetzt und zog den Kamm aus ihrem Haar. Ihr Vater hatte ihn ihr zu ihrem Geburtstag geschenkt. Das Metall hatte seitdem einige Kratzer erhalten, war jedoch noch immer glänzend und lag vertraut in ihrer Hand.

„Das Abendessen ist angerichtet“, sagte Raphael in seinem nieselnden Tonfall und verneigte sich dabei leicht. „Euer Vater lässt Euch herunterbitten. Er wünscht mit Euch zu dinieren.“

Tabea schluckte ihren Unwillen herunter und ersparte sich ein Seufzen. Sie mochte es nicht, mit ihrem Vater zu Abend zu essen. Er aß viel zu langsam und sprach stattdessen viel zu viel. Das allein wäre noch nicht allzu grauenvoll gewesen, doch die Themen, auf die er zu sprechen kam, waren meistens mehr als ermüdend.

„Sagt ihm, ich komme gleich“, befahl sie resignierend und legte den Kamm neben sich auf das geblümete Tuch, das über den Tag hinweg über ihrem Bettzeug ruhte. „Ich wünsche lediglich noch mich zu waschen.“

Raphael nickte ergeben, verließ den Raum und schloss leise die Tür hinter sich. Raphael vermochte es, fast alles was er tat lautlos oder zumindest kaum hörbar zu vollziehen. Als Kind hatte Tabea oft Angst davor gehabt, von ihm ausspioniert zu werden, ohne es zu wissen.

Als der Diener gegangen war, stand sie auf und trat erneut an ihren Waschtisch heran.

Ein mit Holz verzierter Spiegel bildete die Rückwand des Tisches, der genau genommen eher eine Kommode als ein solcher war. Tabea strich sich die Haare hinter die Ohren und betrachtete ihr Gesicht darin. Ihr rundes Gesicht mit dem spitzen Kinn, die Nase mit der breiten, abgerundeten Spitze, die feinen Brauen und die großen, grünen Augen. Sie sah ihren Eltern sehr ähnlich, wie sie fand und sie wusste nicht, ob sie das gutheißen oder eher lästig finden sollte. Ihre Mutter war hübsch aber tot, ihr Vater gut aussehenden aber zu dick. Nein, nicht dick. Eher stämmig. Zu viel Speck ließ sein eigentlich nettes, sogar attraktives Gesicht aufgequollen wirken. Seit dem Tod seiner Frau vor acht Jahren aß, schlief und schrieb er nur noch, fast wie eine programmierte Maschine. Er war Schriftsteller, aber seit einiger Zeit war er des Schreibens müde – „ausgelaugt“, wie er es nannte. Stattdessen schrieb er Kritiken für die Werke anderer, die jedoch niemand wirklich ernst zu nehmen schien. Zum Glück waren er und seine Tochter so sparsam, dass der Rückgang des einst beachtlichen Einkommens zunächst nicht sehr ins Gewicht fiel.

Tabea beendete ihren Gedankengang mit einem Schwung Wasser in ihr Gesicht, trocknete sich ab und seufzte dabei einmal leise in den weichen, weißen Stoff. Es half nichts. Sie musste gehen und sich erneut dem Wrack von Vater stellen, das sie besaß. Bevor sie ging, band sie die Locken am Hinterkopf zu einem Zopf zusammen, dann verließ sie ihr Zimmer, zog ihren Morgenmantel zu und machte sich auf den Weg hinunter ins Esszimmer.

Ihr Vater saß bereits am Tisch und schüttete aus einer Glaskaraffe Rotwein in sein Glas. Tabeas war schon bis zum Rand gefüllt, obwohl sie gar nicht gerne Wein am Abend trank. Sie bevorzugte Milch, an so einem heißen Tag wie heute am besten gekühlt, aber sie würde den Rotwein überstehen. Als Kind wohlhabender Eltern war sie das schwere Getränk längst gewohnt.

Als sie den Stuhl zurückzog, sah ihr Vater auf und lächelte sie an. Unter seinen Augen mit den dicken Tränensäcken und den grauen Wimpern lagen dunkle Schatten und die unteren Lider waren gerötet, als hätte er geweint. Tabea war auch das gewohnt. Ihr Vater weinte viel, seitdem ihre Mutter gestorben war. Sie selbst hatte das Weinen vor langer Zeit schon aufgegeben.

„Setz dich, Liebling“, sagte er und stellte die verschlossene Karaffe auf den Tisch. Seine Stimme klang rau und erdrückt, wie immer, wenn er am Tag nicht viel gesprochen hatte. Tabea gehorchte, zog den Stuhl an den Armlehnen zurück an den Tisch, legte dann die Hände auf das Tischtuch und sah ihren Vater an.

„Du hast wieder geweint“, stellte sie fest und fühlte sich fast schuldig, als der Mann betroffen den Blick abwandte. „Möchtest du reden? Darüber, meine ich?“

Ihr Vater schüttelte kaum merklich den Kopf und tastete mit zittrigen Fingern nach dem Weinglas. Beinahe verschüttete er alles, schaffte es aber dann doch noch zu trinken, ohne den Inhalt des Glases über die Tischdecke zu gießen. Danach schien es ihm besser zu gehen, er räusperte sich kurz und griff abwesend nach der Gabel für die Bratenplatte. Tabea tat es ihm gleich und begann, sich mit einem Löffel Kartoffeln auf den Teller zu laden. Sie war nicht besonders hungrig, aber nur stumm am Tisch zu sitzen, während ihr Vater aß, kam ihr reichlich sinnlos vor.

„Nun“, begann dieser schließlich das Gespräch und goss dunkelbraune Soße über seinen Braten. „Was hast du heute so gemacht?“

„Ich war draußen“, antwortete Tabea und zerkleinerte ihre Kartoffeln mit den Zinken ihrer Gabel. „Lesen, im Park. Sie haben neue Bänke aufgestellt, man kann jetzt auch am Ententeich sitzen.“ Ihr Vater schien ihr gar nicht zuzuhören, als sie das erzählte, stattdessen schaufelte auch er sich Kartoffeln auf den Teller und gleich darauf

Gemüse.

„Es war sehr warm heute“, fügte sie hinzu, nur um zu sehen, ob ihr Vater etwas sagen würde, doch auch darauf reagierte er nicht. Tabea senkte den Blick und rührte mit der Gabel im Kartoffelbrei herum. Ihr Vater aß erst ein paar Stücke Braten, bevor er sich erneut räusperte, einen Schluck Wein nahm und zu seiner Tochter sah.

„Weißt du, woran ich heute gedacht habe?“, fragte er.

Tabea schüttelte den Kopf. „An was denn?“, wollte sie wissen.

„An dich“, kam prompt die Antwort, als habe ihr Vater nur auf diese Frage gewartet.

„Und an deine Zukunft.“

Tabea nahm schnell einen Schluck Wein, verschluckte sich fast und presste sich hustend die Serviette vor den Mund. Unbeeindruckt fuhr ihr Vater fort: „Wir bekommen nicht mehr viel Geld, weißt du? Weil ich... na ja, du weiß schon. Ich bin ausgelaugt.“ Er sah auf seine Hände und zuckte mit den fleischigen Fingern. „Es kommen einfach keine Geschichten mehr da raus... Sie sind leer... Völlig leer... Wie ausgetrocknet...“ Er klang müde, beinahe als spreche er nur zu sich selbst. Eine Weile lang starrte er auf seine ausgetrockneten Finger, dann hob er den Kopf und lächelte Tabea an. Diese knetete nervös auf der Serviette herum und starrte ihren Vater an, als habe sie Angst vor jedem Wort, das er jetzt sprechen könnte.

„Du sollst es gut haben, mein Mädchen“, fuhr er schließlich fort. „Nicht so enden wie ich, so... alt und langweilig.“ Er versuchte zu lachen, aber es klang mehr wie ein trockenes Keuchen.

Tabea ahnte, was jetzt kam. Er wollte sie verheiraten, ganz bestimmt, an irgendeinen reichen, spröden Schnösel, einen Grafen oder einen Baron. Womöglich hatte er sogar schon einen für sie ausgesucht! Sie schüttelte sich innerlich bei diesem Gedanken und konnte es nicht verhindern, dass ihre Lippen sich angewidert kräuselten.

Doch ihr Vater sprach unbeirrt weiter, als hätte er den Ausdruck in Tabeas Gesicht überhaupt nicht bemerkt. Leise und ernst klang seine Stimme beim Sprechen, als diktiere er Tabea einen sehr wichtigen Text, von dem sie kein Wort vergessen durfte. Er sagte es langsam und sehr ruhig und was er sagte, verwirrte Tabea mehr als alles anderes, was sie von ihm zu hören gedacht hatte. Er sagte zu ihr: „Deshalb werde ich dich fortschicken, in eine andere Stadt, zu deinen reichen Kusinen und Tanten, damit du dort ein besseres Leben hast.“

## Kapitel 2:

Fröstelnd zog Tabea die Schultern hoch und ging noch ein wenig schneller als zuvor. Ihre Tanten... ihre Kusinen! Hatte ihr Vater denn den Verstand verloren?! Sie hasste ihre Tanten und vor allen Dingen hasste sie ihre Kusinen. Giggelnde, gaggelnde Weiber, hochnäsiger, dumm und eingebildet, jede einzelne von ihnen, die schlimmste Sorte Frau, die Tabea sich vorstellen konnte: Ihr Stolz lag unter dem Wert des Geldes und alles, was reich machte, war ihnen recht. Tabea verabscheute diese Art zu leben. Sie verstand sie einfach nicht. Sie selbst war von klein auf reich gewesen, hatte mit Puppen aus Porzellan gespielt und teure Kleider getragen, und sie konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wieso einen jemand um ein Korsett und ein drückendes Paar Schuhe beneiden sollte. Nicht, dass sie ihre Kleider nicht mochte. Sie war sogar in der Tat sehr modebewusst und trug gerne extravaganten Schmuck und auffällige Stoffe. Aber dafür ihre Seele zu verkaufen, schien ihr bei weitem ein zu hoher Preis zu sein.

Zu solchen Heuchlern wollte ihr Vater sie also schicken? Wunderbar! Ob diese Option besser war, als mit einem Grafen verheiratet zu werden, wollte sich Tabea nicht so recht erschließen. Doch nicht nur, dass ihr Vater sie zu ihren verhassten Verwandten schicken wollte – er wollte auch, dass sie ihn verließ! Ihn verlassen. Ihren Vater und seit nunmehr acht Jahren den einzigen Menschen auf Erden, der ihr noch etwas bedeutete. Wie konnte er von ihr verlangen einfach zu gehen? Wenn sie ihn allein ließ, würde er doch vor Kummer vergehen! Wie konnte er so selbstlos sein und das von ihr erwarten? Sie verstand es nicht. Und sie musste sich eingestehen, dass sie wütend auf ihren Vater war. Nicht nur weil er so töricht war und sich für sie opfern wollte, sondern auch weil er ernsthaft zu glauben schien, dass sie ein solches Angebot annehmen würde! Wie kam er auf die Idee, dass ihr jetziges Leben ihr nicht gefiel? Wie kam er auf die Idee, dass sie ihn einfach alleine lassen könnte? Hatte sie ihn denn wirklich so schlecht behandelt, dass er so etwas von ihr dachte?

Tabea fühlte sich plötzlich fürchterlich schuldig. Niedergeschlagen schlang sie die Arme fester um ihren Körper und ließ sich auf einer der Bänke nieder, die am Seeufer standen. Jetzt, wo sie Sonne untergegangen war, war es kühl geworden und Tabea verfluchte sich dafür, nicht ihren Mantel mitgenommen zu haben, bevor sie aus dem Haus gestürmt und davon gelaufen war. In Nachthemd und Morgenmantel war es eine Spur zu kalt für sie. Die Hitze des Tages war vollständig verschwunden und hatte einer nächtlichen Kälte Platz gemacht, die langsam immer weiter in die Ärmel von Tabeas Nachthemd kroch und sich darin festzusetzen schien. Auf ihren Armen hatte sich bereits eine Gänsehaut ausgebreitet, die langsam sogar ihren Rücken hinunter zu laufen begann.

Mürrisch biss sie die Zähne zusammen und trat mit ihrer Fußspitze eine kleine Mulde in den Kies zu ihren Füßen. Ihr war kalt, sie war wütend und eigentlich hatte es nicht viel Sinn hier draußen zu sitzen und Kühlen in den Kies zu treten. Sie sollte zurück nach Hause gehen und sich bei ihrem Vater entschuldigen. Mit ihm darüber sprechen und ihm sagen, dass sie doch bereits ein gutes Leben bei ihm hatte. Dass sie nicht weggehen wollte und es ihr bei ihm gefiel. Und sie sollte ihm sagen, dass – Mit einem hastigen Luftholen zuckte sie zusammen und presste sich die Hand aufs Herz. Als sie registrierte, dass das, was ihre Schulter berührte, ein simpler, harmloser Mantel war, atmete sie erleichtert aus und schloss für einen Moment die vor Schreck

zuvor weit aufgerissenen Augen. Ihr Herz schlug noch immer sehr schnell, als sie wieder aufsaß und über ihre Schulter nach hinten blickte.

Mit den Händen auf die Rückenlehne der Bank gestützt, stand ein Junge und lächelte sie an. Er war in etwa so alt wie Tabea selbst, das schätzte sie zumindest, und sein Lächeln wurde etwas breiter, als er merkte, wie sie ihn musterte. Obwohl seine Mundwinkel dabei seine Wangen nach oben schoben, wirkte sein Gesicht lang und schmal. Lang und hübsch und schmal. Tabea starrte ihn an.

„Johann“, sagte er und seine Stimme klang dabei so sanft wie eine Berührung zarter Lippen auf der Haut. Tabea verstand ihn nicht, bis er noch einmal etwas sagte. „Mein Name. Das war es doch, wonach du als erstes fragen wolltest, oder?“

Tabea war verwirrt. Seine Lider waren es, die sie verwirrten. Sie blinzelten nicht ein einziges Mal. Als er ihren starren Blick bemerkte, lachte er und blinzelte doch.

„Oh, Verzeihung“, lachte er und Tabea wusste nicht, ob sie ebenfalls lachen oder lieber weglaufen sollte. „Das vergesse ich manchmal, weißt du? Das mit dem Blinzeln. Ich habe es mir abgewöhnt.“

Tabea blinzelte verwirrt. Die Ironie dabei fiel ihr erst viel später auf. Doch der Junge, nein, Johann hieß er ja, schien es zu bemerken, denn er lächelte wieder und schob dabei erneut seine Wangen nach oben. Dann deutete er auf die Bank und legte seinen Kopf ein wenig schief. „Darf ich mich setzen?“

Tabea rückte ein Stück zur Seite, ohne einen Ton zu sagen und sah Johann dabei zu, wie er um die Bank herum schlich und sich in gebührendem Abstand neben sie setzte. „Entschuldige, dass ich dich so erschreckt habe“, sagte er und schmunzelte. „Aber du sahst so aus, als hättest du gefroren.“

„Das habe ich auch“, murmelte Tabea abwesend und tastete nach dem fremden Stoff über ihren Schultern. Dass Johann sie unentwegt duzte, obwohl sie offensichtlich von höherem Stand war als er, bemerkte sie gar nicht.

„Was machst du denn auch allein hier draußen in Nachthemd und Morgenmantel?“, wollte der Junge wissen und sah sie immer noch schmunzelnd von der Seite an. Sie fühlte seine Augen auf sich ruhen, obwohl sie ihn bewusst nicht ansah.

„Ich wollte mir den See ansehen“, log sie leise und scharrte wieder mit dem Fuß im Kies. „Er glitzert so schön, wenn der Mond darauf scheint.“

Johann wandte den Blick zum See und schien ihre Aussage überprüfen zu wollen. Dann hob er einen Stein vom Boden auf und warf ihn in das dunkle Wasser. „Plupp“, machte es, als der Stein versank. Kleine Wellen breiteten sich aus und Tabea folgte ihnen unbewusst mit den Augen, bis sie sich in der Weite des kleinen Sees verließen.

Sie wusste nicht, was sie sagen sollte, deshalb schwieg sie verbissen. Sie fühlte sich unwohl, aber es erschien ihr unhöflich, einfach zu gehen. Weil sie wieder nervös wurde, begann sie mit den Fingern den Kragen des Mantels durchzukneten, bis ihr einfiel, dass der Mantel ja gar nicht ihr gehörte. Vorsichtig zog sie ihn von ihren Schultern und betrachtete ihn kurz. Es war ein seltsamer Mantel, schwer, aus grobem, rauem, Stoff und von einer Asymmetrie, die Tabea noch nie bei einem Kleidungsstück gesehen hatte. Auf der einen Seite war der Kragen viel länger als auf der anderen und am vorderen Teil des Kleidungsstückes hingen mehrere Schnüre und Riemen, die keinen rechten Zweck zu erfüllen schienen.

Bevor sie sich noch weiter über das merkwürdige Stück Stoff in ihren Händen wundern konnte, zwang sie sich selbst es damit gut sein zu lassen und hielt es stattdessen seinem Besitzer entgegen.

„Danke“, sagte sie. „Aber ich brauche ihn nicht mehr. Ich werde nun gehen.“

Johann sah sie an als sei er soeben aus einem tiefen Traum erwacht, nahm ihr den

Mantel aber dann mit einem Lächeln aus der Hand.

„In Ordnung“, meinte er, als läge es an ihm, ob sie gehen durfte oder nicht und stand auf, als sie es tat. Als sie sich umdrehen wollte um zu gehen, hielt er sie mit einem: „He!“ zurück und als sie sich zu ihm herum drehte, legte er ihr erneut den Mantel um die Schultern.

„Den nimmst du aber mit“, befahl er lächelnd und trat einen Schritt von ihr zurück. Tabea dankte es ihm, dass er so viel Abstand wahrte. „Sonst frierst du auf dem Rückweg doch schon wieder“, erklärte er.

Tabea überlegte kurz und fasste nach dem Mantel, um ihn festzuhalten. Sie wusste, dass er nur ein Vorwand für ihn war, um sie wiedersehen zu können. Aber bevor sie sich entscheiden konnte, hatte Johann sich schon umgedreht und war einfach so in die Nacht verschwunden.

## Kapitel 3:

Natürlich hatte Tabea nicht mehr mit ihrem Vater gesprochen. Sie hatte ihn nicht einmal mehr gesehen, bevor sie zu Bett gegangen war und sie legte auch nachdem sie aufgestanden war keinen größeren Wert darauf. Sie wusste noch immer nicht genau, was sie von der ganzen Sache halten sollte und so lange sich daran nichts änderte, wollte sie auch nicht mit ihrem Vater darüber reden. Sie sprach niemals mit jemandem über solch wichtige Themen, wenn sie nicht vorher jedes Wort genauestens zurechtgelegt und einstudiert hatte.

Ein weiterer Faktor, der sie lieber auf ihrem Zimmer bleiben ließ – aber das wollte sie sich selbst nicht eingestehen – war der Mantel. Der Mantel des Jungen. Er hing über dem hinteren Bettpfosten und sah im diffusen Licht, das durch die Vorhänge fiel, aus wie ein Gespenst. Ein dunkles, unförmiges, aufgeknüpftes Gespenst, und Tabea starrte ihn schon den ganzen Morgen über an. Von ihrem Stuhl am Schreibtisch aus betrachtete sie ihn, studierte ihn eingehend, aber ohne ihn anzufassen. Die skurrilsten Sachen waren ihr bereits aufgefallen und sie war sich ziemlich sicher, dass der Schneider dieses Kleidungsstückes noch viele weitere Dinge in das kuriose Kunstwerk hatte einfließen lassen.

Da war zum Beispiel der Kragen. Er war nicht nur ungleichmäßig lang, er war am Rand auch ausgefranst und hatte sogar Löcher. Auch die Ärmel hatten welche, einer, der linke, besaß sogar einen schwarzen, am Umschlag mit einem Lederriemen befestigten Lappen, der entweder zur Zierde oder als Flicker dienen sollte. Eine schwarze Borte hing von der Taille herunter, ohne die geringste Funktion zu erfüllen, nicht einmal die der Ästhetik. Auch für den Lederriemen am Rücken hatte Tabea bisher noch keine Daseinsberichtigung gefunden. Mehrmals hatte sie mit dem Gedanken gespielt, zu ihrer Schneiderin zu gehen und ihr den Mantel zu zeigen, aber kurze Zeit später erschien ihr der Plan jedes Mal lächerlich und sie ließ es bleiben.

Deshalb saß sie noch immer da und starrte auf das Ding, ohne recht zu wissen, was sie damit tun sollte. Am besten – so hatte sie es sich vorhin überlegt – war es wohl, heute Abend etwa zur selben Zeit wie gestern zur Bank am See zu gehen und dort auf Johann zu warten, damit sie ihm sein Kleidungsstück wiedergeben konnte. Und bis dahin – so hatte sie es sich jetzt gerade überlegt – konnte sie wunderbar das Gespräch mit ihrem Vater vorbereiten.

Tabea fühlte sich unwohl, als sie vor ihrem Vater an dem Schreibtisch saß. Sie hatte sich bereits unwohl gefühlt, als sie an seine Tür geklopft hatte. Sie hatte sich bereits unwohl gefühlt, als er sie herein gebeten hatte. Sie hatte sich bereits unwohl gefühlt, als sie ihn angesehen hatte... Genau genommen fühlte sie sich schon ziemlich lange unwohl. Die Worte, die sie sich zurechtgelegt hatte, schwirrten ihr im Kopf herum, alle durcheinander, so dass die Sätze kaum noch Sinn ergaben. Aus einem für sie unerfindlichen Grund war sie aufgeregt. Vielleicht – so dachte sie ein paar Tage später – war diese Aufregung aber auch nur der erste Vorgeschmack, eine Vorahnung auf das, was noch passieren würde. In nächster Zeit (aber das wusste sie noch nicht) würde sie sehr oft diese Aufregung verspüren.

Ihr Vater sah sie an und räusperte sich. Er räusperte sich immer, wenn er ein Gespräch begann. Genauso oft benutzte er das Wörtchen „Nun“. So auch jetzt wieder, als er sagte: „Nun, Tabea? Du möchtest mit mir sprechen?“

Tabea nickte einmal knapp. Genau so hatte sie sich den Anfang des Gespräches ausgemalt. Sie wusste ganz genau, was sie zu sagen hatte.

„Ja“, erwiderte sie und bemühte sich dabei nicht so zu klingen, als hätte sie alles geplant. „Ich wollte mit dir darüber reden, was gestern Abend vorgefallen ist.“

Sie war gut darin, die Unvorbereitete zu spielen. Sie hatte das schon oft getan und ihrem Vater fiel es niemals auf. Sie wusste, dass es unfair war und sie ihren Vater damit belog, aber sie konnte nicht anders. Wenn sie nicht alles ganz genau durchdachte, fühlte sie sich zu unsicher, um bis zum Ende durchzuhalten. So, wie es ihr gestern bei der Begegnung mit Johann passiert war... Der Gedanke an den Jungen ließ sie kurz mit den Wimpern zucken.

„Oh“, machte ihr Vater nach einer kleinen Weile des Schweigens. Und dann noch einmal: „Oh.“

Danach herrschte einen Moment lang Stille, bevor Tabeas Vater nach dem Briefbeschwerer griff und nervös damit zu spielen begann. Die Angewohnheit an Dingen herum zu fingern, wenn sie unruhig wurde, hatte Tabea von ihm geerbt.

„Ja, gestern Abend“, murmelte er schließlich und strich dem leblosen Löwen über den metallenen Kopf. „Es tut mir Leid, wenn ich dich mit meinem Vorschlag überrumpelt habe. Ich wollte nicht, dass du wütend wirst. Ich dachte, du wolltest vielleicht –“

„Nein, nein“, unterbrach Tabea ihn eilig. Wenn ihr Vater die ganze Zeit redete, bekam das Gespräch eine ganz andere Richtung als die, die sie dafür vorgesehen hatte.

„Nein, das ist es nicht. Ich meine: Ich war gar nicht wütend. Ich war... bloß überrascht.“ Sie atmete einmal tief durch und suchte sich die richtigen Worte in ihrem Kopf zurecht. Dann legte sie ihre Hände auf die Lehnen ihres Stuhles und begann zu sprechen.

„Weißt du, ich hatte eine schöne Kindheit. Ich lebe schon seit 15 Jahren hier und ich fühle mich wohl in diesem Haus. Ich habe hier laufen und sprechen und lesen gelernt, bin auf deinen Schultern durch den Flur geritten und habe mit Mutter verstecken gespielt. Dieses ganze Haus steckt für mich voller Erinnerungen. Erinnerungen, die mein gesamtes, bisheriges Leben bestimmt haben und die es auch noch weiterhin bestimmen sollen. Ich möchte dieses Haus hier nicht verlassen, jedenfalls nicht, um dafür zu meinen Kusinen zu ziehen. Und vor allen Dingen möchte ich DICH nicht verlassen.“

Tabea machte eine Pause, als sie merkte, dass ihre Worte etwas in ihrem Vater bewirkten. Seine Mundwinkel hingen gefährlich weit nach unten und die Finger, die den Briefbeschwerer hielten, zitterten kaum merklich. Er tat Tabea leid, aber sie schluckte nur und fuhr in ihrem Text fort. Er gefiel ihr. Sie hatte lange dafür gebraucht, ihn so zu schreiben.

„Du bist ein guter Vater“, redete sie weiter und versuchte dabei nicht so weinerlich zu klingen, wie sie sich gerade fühlte. Wieso tat sie ihrem Vater so etwas an? Er meinte es nur gut mit ihr und sie quälte ihn mit ihrer Rede, obwohl sie auch ganz normal mit ihm hätte sprechen können.

„Ein guter Vater“, wiederholte sie stockend, „und keine Tante der Welt kann das ersetzen. Ich möchte nicht fort von hier, und wenn wir irgendwann in der Gosse enden. Wenigstens enden wir dann gemeinsam in der Gosse... und nicht allein.“

Tabea brach ab. Über die Wangen ihres Vaters liefen Tränen und sie glaubte, es übertrieben zu haben. Sie wusste einfach nie, wann es Zeit war, aufzuhören.

Sie schwiegen eine lange Zeit, in der Tabea vor Anspannung die Hände in die Lehnen grub und ihr Vater mit dem Briefbeschwerer spielte. Schließlich, als Tabeas Fingerspitzen schon lange schmerzten und ihr Nacken sich versteift hatte, stellte ihr

Vater den Löwen auf den Tisch zurück, faltete die Hände und sah seine Tochter an. Seine Augen glänzten feucht und an seinen Wimpern hingen Tränen.

„Sie versteigern unser Haus, Tabea“, sagte er und seine Stimme sackte ab. „Ich kann die Summen nicht mehr zahlen. Meine Bücher verkaufen sich nicht und ich weiß nicht, wie ich an Geld kommen soll. Ich wollte unser Inventar versteigern, aber sie wollen das Haus mit allen Möbeln verkaufen. Ich kann nichts mehr tun, mein Engel. Und deshalb musst du fort.“

„Aber“, begann Tabea und klappte verzweifelt den Mund auf und zu. Ihre Gedanken überschlugen sich und sie schnappte nach Luft. „Aber ich dachte das Haus gehört uns! Sie können es doch überhaupt nicht verkaufen!“

„Das Haus gehört nicht uns. Nicht ganz“, erwiderte ihr Vater traurig. Seine Lippen zitterten beim Sprechen, fast, als friere er stark. „Wir haben es damals von unseren letzten Ersparnissen gekauft. Ich hatte gehofft, dass meine Bücher das Geld wieder einbringen würden und jedes Jahr trat ich einen guten Teil meines Einkommens an die Hausbesitzer ab. Dann kamst du zur Welt und wir brauchten mehr Geld zum Leben. Wir taten alles, damit du ein gutes und sorgenloses Leben führen konntest, aber jetzt, jetzt reicht es einfach nicht mehr aus... Schon seit fünf Jahren kämpfe ich um jeden Groschen, aber die Frist läuft bald ab. Ich muss das Haus bezahlen, sonst werfen sie uns raus. Ich habe schon einen Monat Gnadenfrist erhalten, aber ich schaffe es nicht. Wenn wir jetzt das Haus verkaufen, erhalten wir die Hälfte des Geldes zurück, das wir bisher dafür gezahlt haben und dann kann ich in ein kleineres Haus am Stadtrand ziehen. Viel bescheidener, nicht so protzig...“

Tabeas Vater sah zur Seite und strich zärtlich mit den Fingern an dem Kiel seiner Schreibfeder entlang. Tabea folgte seinen Fingern mit den Augen, ohne es zu merken. „Ich könnte wieder schreiben“, sagte er leise zu sich selbst. „Irgend etwas fällt mir bestimmt wieder ein. Der Stadtrand soll viel schöner sein. Da werde ich vielleicht inspiriert...“

Er lächelte nüchtern und schien völlig versunken. Jedenfalls sagte er nichts mehr und Tabea wurde langsam bewusst, was ihr Vater ihr soeben erzählt hatte:

Ihr Haus wurde verkauft. Ihr Zuhause. Mit all ihren Möbeln. In ihrem Bett würden andere Leute schlafen. Fremde Menschen würden morgens an ihrem Fenster stehen, fremde Finger würden an den Vorhängen ziehen, fremde Augen in ihren Spiegel blicken, fremde... Hintern auf ihren Stühlen sitzen! All das, dieser ganze Verfall, hatte sich über Jahre hinweg ergeben und ihr hatte niemand etwas gesagt. Ihr Vater hatte ruhig hier gesessen und war am Schreiben gescheitert, während Tabea gedacht hatte, es sei alles in Ordnung gewesen. Während sie verarmten und niemand etwas dagegen unternahm, hatte sie unwissend ihr Geld für Bücher, Parfüm und teure Schuhe ausgegeben, ihr Vater hatte ihr Kleider zum Geburtstag geschenkt, deren Preis sein Herz hatten bluten lassen müssen. Ohne es zu ahnen hatte sie, Tabea, dafür gesorgt, dass ihr Geld ununterbrochen in fremde Taschen floss und nie wieder zurück kam, und das nur, weil ihr Vater zu stolz gewesen war, etwas zu sagen. Diese Erkenntnis traf sie wie ein Schlag und die Entrüstung, die Wut und die Verzweiflung machten sie stumm. Wie konnte ihr Vater... Wie konnte er nur...

Mit Tränen in den Augen sprang sie auf, warf die Tür seines Zimmers ins Schloss, holte Johanns Mantel und rannte aus dem Haus.

## Kapitel 4:

Warum sie den Mantel mitgenommen hatte, wusste sie nicht mehr. Er spendete ihr Trost, auf seine ganz eigene Art und Weise und während sie mit ihm im Arm auf der Parkbank lag und weinte, wärmte er ihren Bauch und ihre Seite und hüllte sie ein in Johanns beruhigenden Geruch. Er roch nach Mandeln und nach warmer Luft, so wie im Sommer, und manchmal, wenn Tabea einen besonders tiefen Atemzug nahm, nahm sie einen Hauch des süßen Dufts von Karamel in sich auf, der ein feines Kribbeln in ihrer Nase hinterließ.

Sie hatte die Augen geschlossen und sich in den groben Stoff gekuschelt, ihr Gesicht darin verborgen und wartete darauf, dass die letzte Träne auf ihrem Gesicht endlich trocknen würde. Was sie danach tun wollte, wusste sie noch nicht. Weinen und warten schien ihr momentan die einzig richtige Lösung zu sein.

Erst als eine Hand sich auf ihre Schulter legte und sie durch den Tränenschleier vor ihren Augen Johanns Gesicht erkennen konnte, wusste sie, worauf sie eigentlich gewartet hatte. Er sah besorgt aus und das tröstete sie, tröstete sie sogar mehr als der Mantel es zu tun vermochte. Sie wusste nicht einmal, warum es sie derart tröstete. Sie kannte ihn gar nicht, nur seinen Namen wusste sie und dass er nach warmer Luft und Mandeln roch. Und er, was wusste er von ihr? Überhaupt nichts, rein gar nichts wusste er, nur, dass sie nachts an Seen saß und weinte. Aber als seine Hand ihr über die feuchte Wange fuhr, war ihr das auf einmal ganz egal. War es nicht vollkommen irrelevant, was ein Mensch über den anderen wusste? Er war für sie da, wenn sie jemanden brauchte. Etwas anderes musste sie gar nicht wissen.

Dankbar richtete sie sich auf und legte ihm die Arme um den Hals, während er sie umarmte und sie an sich drückte. Der Mantel rutschte zwischen sie und drückte sich in Tabeas Brust und Bauch, aber das störte sie nicht. Obwohl Johann ihr beinahe so unbekannt war wie fast jeder beliebige Passant auf der Straße, fühlte sie sich plötzlich unheimlich geborgen, beschützt und verstanden bei ihm. Die Nähe seines Körpers, das angenehme Gefühl seiner Hände auf ihrem Rücken, all das ließ sie wieder weinen, aber diesmal vor Erleichterung.

Als reiches Mädchen hatte sie nie viele Freunde gehabt und eine Zeitlang war sie sogar stolz darauf gewesen, auch alleine ihren Weg im Leben zu finden. Seit dem Tod ihrer Mutter hatte sie nur auf sich selbst gebaut und alle ausgesperrt, die versucht hatten sich ihr zu nähern. So mitfühlend, fast zärtlich behandelt zu werden, war etwas Neues für sie und gab ihrem Herzen einen kleinen, aber wohltuenden Stich.

Erst als Johann anfang, über ihren Rücken zu streichen, ließ sie von ihm ab und wich ein Stück von ihm zurück. Diese Art der Berührung, mochte sie auch noch so tröstend und angenehm sein, wollte sie jetzt noch nicht zulassen.

„Danke“, sagte sie und wischte sich die mit dem Handballen die Tränen ab, als sie sah, dass er die Hand gehoben hatte. Trotzdem bewegte er sie weiter, griff damit in seinen Mantel, der noch immer auf Tabeas Schoß lag, zog ein Spitzentaschentuch heraus und reichte es ihr. Sie sah es eine Weile lang unschlüssig an, dann nahm sie es und tupfte sich vorsichtig damit über die geröteten Augen. Es roch nach Rosenwasser. Gegen ihren Willen musste sie lächeln.

„Diese Wirkung hat das Taschentuch immer auf Frauen“, meinte Johann und lächelte ebenfalls.

Er hockte vor der Bank auf dem Boden und sah zu ihr auf und Tabea kam nicht umhin,

zurück zu sehen. Er war wirklich ziemlich hübsch, soweit sie das im Licht der Laternen beurteilen konnte, und er sah sie an, als wäre er sich ihrer Gedanken durchaus bewusst. Sie konnte trotzdem nicht verhindern, dass sie ihn weiterhin anblickte und jetzt genauso eingehend musterte wie seinen Mantel einige Stunden zuvor. Irgendwie hatte sie das Gefühl, dass sie jetzt Freunde waren und sie wollte wissen, wie ihr Freund genau aussah.

Seine Haut war blass, noch blasser als die ihre und schimmerte grau in der Dunkelheit. Erst jetzt wurde Tabea bewusst, dass sie den ganzen Tag lang auf der Bank gelegen und geweint, vielleicht sogar geschlafen haben musste, wenn es schon so dunkel war. Aber sie ließ sich davon nicht ablenken, jetzt jedenfalls noch nicht. Dass Johanns Augen sie dafür viel zu sehr in ihren Bann gezogen hatten, gestand sie sich natürlich nicht ein, aber es war so. Obwohl das Licht der Laternen nicht allzu stark bis zu ihnen vordrang, strahlten seine Augen unnatürlich hell. Sie waren grau wie Steine und in ihnen lag ein Funkeln, das Tabea noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen hatte. Es zog sie an, fast wie eine Motte das Licht und sie ertappte sich dabei, wie sie die Hand ausstreckte, um seine niemals blinzelnden Lider zu berühren. Als sie das bemerkte, zog sie erschrocken ihre Finger zurück und lehnte sich nach hinten. Johann lächelte immer noch, als wäre nichts geschehen.

„Du bist wohl gerne des Nachts unterwegs“, sagte Tabea leise, um ihre peinliche Berührtheit möglichst gekonnt zu überspielen. Johann reagierte, indem sein Lächeln etwas breiter wurde.

„Du doch auch“, antwortete er.

Tabea mochte seine Stimme. Sie mochte ziemlich viel an ihm und das wiederum mochte sie NICHT. Sie fühlte sich unwohl dabei, einen Jungen so zu mögen, beinahe so unwohl wie zuvor im Arbeitszimmer ihres Vaters. Nur auf eine völlig andere Art und Weise.

„Wollen wir ein Stück zusammen gehen?“, fragte Johann und stand auf.

Jetzt war es Tabea, die zu ihm aufsehen musste und das gefiel ihr nicht. Auch sie stand deshalb auf und gab Johann bei dieser Gelegenheit seinen Mantel zurück. Er grinste, als er ihn annahm und schlüpfte sofort in die blauschwarzen Ärmel. Tabea strich noch ihr Kleid zurecht, dann setzten sie sich auf ein stummes Einverständnis hin in Bewegung und spazierten durch den Park.

Tabea erzählte ihre Geschichte nicht. Johann fragte sie danach, aber als sie nicht antworten wollte, ließ er es bleiben. Er begleitete sie durch den ganzen Park bis zum vorderen Tor und obwohl sie kein Wort mehr wechselten, fühlte Tabea sich gut in seiner Gegenwart. Sie verstand ihre Gefühle nicht so recht, doch sie hatte aufgehört, darüber nachzudenken.

Als sie am Wegende stehen blieben, wartete sie kurz, bis das Klopfen ihres Herzens etwas nachgelassen hatte, bevor sie sich zu ihm umdrehte und ihn ansah. Er hatte sie im Park öfter von der Seite angesehen, sie hatte es aus den Augenwinkeln bemerkt, und es machte sie glücklich. Sie schob es auf ihre Eitelkeit, obwohl sie sehr genau wusste, dass dem nicht so war.

Als ihre Augen seine trafen, war sie um zweiten Mal an diesem Tage aufgeregt.

„Geht es dir gut?“, fragte er und zog dabei seine fein geschwungenen Brauen in die Höhe.

Es kann nur oberflächlich sein, dachte Tabea und schmunzelte über sich selbst. Du magst sein Gesicht, seinen Duft und seine Stimme, aber mehr weißt du gar nicht über ihn!

Dass sie so rational darüber dachte, minderte glücklicherweise sofort dieses schreckliche Ziehen in der Gegend ihres Herzens.

„Ja, mir geht es gut“, antwortete sie und verkniff sich ein Lächeln. Sie wollte sich nicht vor ihm die Blöße geben, so gefühlsduselig zu sein. Sie schenkte anderen nicht oft ein Lächeln und im Moment hatte er es sich auch durch nichts verdient.

Er lächelte seinerseits aber trotzdem und nickte, als müsse er ihre Aussage dadurch erst bestätigen.

„Gut“, meinte er dann und Tabea glaubte, es in seinen Augen kurz funkeln zu sehen.

„Dann bis morgen.“

Tabea zog eine Braue hoch, sagte aber nichts. Bis morgen... War es jetzt schon Brauch, dass sie sich hier abends trafen?

„Wir sehen uns“, erwiderte sie schließlich, nickte knapp, weil sie glaubte das sei kühl und dadurch professionell und wandte sich dann um, um zu gehen. Sie spürte Johanns Blick in ihrem Rücken, aber sie drehte sich nicht um und erst als sie Zuhause war, bereute sie es, wieder alleine zu sein.

## Kapitel 5:

In dieser Nacht schlief sie so schlecht wie lange nicht mehr. Sie hatte ihre Tür verriegelt, damit ihr Vater sie nicht stören konnte, aber im Haus war es so still, dass sie, als sie sich ins Bett legte, für einen kurzen Augenblick glaubte, ganz alleine hier zu sein.

Als sie einschlief hatte sie beklemmende Träume, in denen man ihr das Bett und das Zuhause stahl und sie auf der Straße liegen ließ mit nichts als den eigenen Klamotten am Leib, und jedes Mal, wenn sie aus einem dieser Alpträume erwachte, tastete sie ängstlich nach den Decken und dem kühlen Holz des Bettes, um sicher zu gehen, dass alles noch dort war, wo es hingehörte. In einem ihrer Träume erschien sogar Johann mit seinen leuchtenden Augen, aber diesmal machten sie Tabea damit Angst.

Erst als draußen schon der Morgen graute und die Vögel mit ihrem Gesang begannen, wurde ihr Schlaf ruhiger und die Alpträume wichen einer dicken, dichten Schwärze, die ihren Kopf betäubte und sie nach dem Aufstehen müder sein ließ, als sie es vorher gewesen war. Als sie sich im Spiegel betrachtete, fiel ihr auf, dass sie zum ersten Mal im Leben dunkle Ringe unter den Augen hatte. Mit einem Seufzen tauchte sie ihre Hände in das Wasser in der Schale, das noch vom Vortag stammen musste, und wischte sich mit den feuchten Händen durch das müde wirkende Gesicht. Wacher fühlte sie sich dadurch aber nicht. Sie überlegte einen Moment, ob sie das Fenster öffnen sollte, zog dann aber nicht einmal die Vorhänge zurück, sondern setzte sich resignierend zurück auf ihr Bett.

Sie fühlte sich elend und das nicht nur, weil sie schlecht geschlafen hatte. Das Gespräch von gestern geisterte wieder durch ihre Gedanken und die Hilflosigkeit ließ sie vor Übelkeit die Zähne aufeinander beißen. Geld. Sie brauchten Geld. Sie wusste nicht wie viel und sie wusste auch nicht bis wann, aber irgendwie würde sie es schon hin bekommen. Sie würde nicht zu ihren Kusinen ziehen! Nie, nie, niemals im Leben! Und kampflös würde sie sich erst recht nicht ergeben!

Entschlossen stand sie auf, zog sich an, nahm ein paar ältere Kleider aus dem Schrank, die sie transportbedingt in die Tagesdecke ihres Bettes wickelte, schwang sich das so entstandene Bündel über die Schulter und verließ ohne jemandem über den Weg zu laufen das Haus.

Ihre Schneiderin war überrascht sie zu sehen, doch sie ließ sie ohne groß zu fragen in den Laden. Farah und Tabea kannten sich schon, seit Tabea ein kleines Mädchen war und wenn sie jemals so etwas wie eine Freundin gehabt haben sollte, dann war es ihre Schneiderin. Sie kannte Tabeas Maße im Schlaf und die schönsten Kleider, die das Mädchen besaß, hatte Farah ihr geschneidert.

Es brauchte nicht lange, ihr die Situation zu erläutern und auch Farahs erste Reaktion war Sprachlosigkeit. Danach strich sie Tabea mitfühlend über die Haare und umarmte sie schließlich mit ein paar tröstenden Worten. Tabea ließ die Umarmung zu, erwiderte sie aber nicht. Farah erlaubte sie es auch, ihr über den Rücken zu streichen, obwohl ihre Umarmung nicht so tröstend war wie die von Johann nachts im Park. Als Farah sie wieder losließ, fühlte sie sich nicht im Geringsten besser.

„Ich möchte hier arbeiten“, sagte sie und hielt Farah den provisorischen Kleidersack unter die Nase. „Die hier möchte ich verkaufen. Sie sind zwar getragen, aber bestimmt noch einiges wert. Ich weiß, dass du nicht viel zahlen kannst und eigentlich auch keine

Aushilfen einstellst, aber ich arbeite jeden Tag in der Woche von morgens bis abends und verlange weniger, als jedes Mädchen aus der Stadt. Ich kann nicht sehr gut nähen, aber ich gebe mein Bestes, und wenn ich –“

Farah unterbrach sie mit gehobener Hand und schüttelte abwehrend den Kopf. Sie sah überrascht aus, vielleicht sogar verwirrt und schüttelte noch einmal den Kopf, bevor sie zu sprechen begann.

„Tabea, ich kenne dich jetzt länger als irgend jemanden sonst auf der Welt, mit Ausnahme vielleicht meiner leiblichen Familie. Ich würde dich hier arbeiten lassen selbst wenn du noch nie im Leben eine Nähmaschine gesehen hättest. Du kannst hier bleiben so lange du willst und ich zahle dir so viel ich kann. Zusammen schaffen wir das schon, wir beide. Das wäre ja gelacht!“

Sie lächelte und Tabea lächelte zurück. Ein freundlicherer, zuvorkommenderer und liebevollerer Mensch als Farah war ihr noch nie zuvor begegnet und sie liebte sie dafür, sie einfach nur kennen zu dürfen.

„Danke, Farah“, sagte sie glücklich und umarmte ihre Schneiderin noch einmal. Dass sie sich dabei für einen winzig kleinen Augenblick wünschte, an ihrer Stelle Johann zu umarmen, ließ sie leicht zusammensucken.

Wieso schlich dieser Junge sich heimlich in ihre Gedanken ein? Da hatte er nichts zu suchen!

Um ihn zu verscheuchen, ließ sie Farah wieder los und drückte ihr den Sack mit den abgelegten Kleidern in die Hand.

„Ich fange morgen bei dir an, wenn es dir recht ist“, beeilte sie sich zu sagen und legte alles daran, dabei möglichst normal zu klingen und auszusehen. Der Versuch Johann zu verdrängen führte lediglich dazu, dass sie immer öfter an ihn dachte und das wiederum machte sie wütend.

Johann! Was machte er ständig in ihrem Kopf?! Und was zur Hölle machte er ständig in ihren GEFÜHLEN!

„Natürlich ist es mir recht“, erwiderte Farah, aber Tabea war so aufgebracht, dass sie kaum mehr ein Wort verstand. Mit vorgeschobenem Unterkiefer drehte sie sich um und verließ Farahs Geschäft, ohne der irritierten Araberin noch eine Verabschiedung zukommen zu lassen.

Johann wollte sie verwirren?! Das sollte er nur versuchen! Heute Abend – das nahm Tabea sich so fest vor wie schon lange nichts mehr im Leben – heute würde sie ihn NICHT im Park besuchen gehen!

## Kapitel 6:

Sie ging sogar zwei Abende hintereinander nicht in den Park, rein aus Protest. Dass Johann sie bereits so für sich beanspruchte, so besaß, obwohl sie einander kaum kannten, machte ihr Angst. Es war so schnell gegangen. Sie hatte ihn erst zweimal gesehen und nie wirklich mit ihm gesprochen und schon beherrschte er ihre gesamten Gedanken. Dass seine Abwesenheit es nicht besser, sondern sogar noch schlechter machte, war der ausschlaggebende Grund, warum sie am dritten Abend schließlich doch wieder zu ihrem Treffpunkt an der Parkbank ging.

Der See lag ruhig und glänzend da, das Wasser fast schwarz in der nächtlichen Finsternis. Heute war es überhaupt um einiges dunkler als sonst, Tabea hoffte, dass die warmen Spätsommertage nun endlich vorbei waren und der Herbst beginnen würde. Sie schwitzte schon nicht mehr so sehr in ihren Kleidern, aber des Nachts war es noch nicht merklich kälter geworden, so dass sie jetzt auch nicht fror.

Im Licht der Laternen saß sie auf der Bank, scharrte im Kies, starrte ins Wasser und wartete stumm. Ob er überhaupt kommen würde?, fragte sie sich. Immerhin war sie in den letzten beiden Tagen auch nicht hier gewesen und vielleicht war er ja beleidigt.

Aber Johann kam. Ganz leise, fast lautlos, schlimmer noch als Raphael, trat er aus den Schatten des Parks und lehnte sich hinter Tabea an die Rückenlehne der Bank. Sein Geruch schlug ihr in die Nase und sie schloss für einen Moment die Augen, ohne recht zu wissen, warum. Warum war sie nicht da gewesen? Sie hatte diesen Geruch doch so vermisst...

Keiner von ihnen sagte ein Wort und das so lange, dass Tabea schon befürchtete, sich erst bei ihm entschuldigen zu müssen. Aber sie traute sich nicht. Tabea sah zwar Fehler ein, wenn sie sie machte, doch sie entschuldigte sich nicht dafür.

„Warum sind Federn an die Taille deines Kleids genäht?“, wollte Johann schließlich wissen. Tabea musste fest die Zähne aufeinander beißen, um nicht aus Versehen laut los zu lachen.

Hatte er denn gar nicht gemerkt, dass sie ihn zwei Tage lang versetzt hatte? Alles, was ihn interessierte, waren die Federn an ihrem dummen Kleid! Zugegeben, es waren schöne Federn. Groß und filigran, fliederfarben im Kontrast zu ihrem blassen, gelben Sommerkleid.

„Sie sind nicht festgenäht“, berichtigte Tabea und man hörte ihrer Stimme das verkniffene Schmunzeln nicht mal an. „Sie gehören zu dem schwarzen Band, das den Stoff an meiner Hüfte rafft.“

Johann hob die Hände und strich mit ihnen an den Federn entlang, liebte sie fast mit seinen blassen Fingern.

„Sie sind schön“, meinte er, „aber ziemlich unpraktisch, oder nicht? Man kann damit nicht liegen.“

„Manchmal müssen Dinge nicht praktisch sein“, gab Tabea überheblich zurück. Sie hatte Johann noch nicht angesehen. Sie starrte immer noch stur gerade aus auf den stillen, dunklen See.

„Außerdem möchte ich mit dem Kleid überhaupt nicht irgendwo liegen“, setzte sie hinzu.

Johann ließ von den Federn ab und setzte sich rückwärts auf die Rückenlehne der Bank, so dass er jetzt ins Blickfeld von Tabeas Augenwinkeln rückte.

„Hattest du nie diesen Drang, dich einfach auf die Wiese zu legen, weil das Gras so gut

riecht?“, fragte er.

Tabea erschien diese Frage so lächerlich, dass sie einen Moment lang kurz davor stand, Johann deswegen auszulachen. Aber selbst als sie das nicht tat, überlegte sie, ob er die Frage wirklich ernst gemeint haben konnte. Sie entschied sich schließlich, nicht darauf zu antworten.

„Man kann sie ausziehen, wenn sie einen stören“, sagte sie stattdessen ernst und vermied es tunlichst, Johann dabei anzusehen. Sie wusste genau, dass sein Gesichtsausdruck sie schuldig gesprochen hätte.

Es dauerte nicht lange, bis sie ihr Schweigen bereute: In ihre peinliche Stille sagte Johann ohne den geringsten Umschweif und mitten in ihr Herz hinein treffend: „Ich weiß, dass du nur kommst, weil du Zuhause Ärger hast. Reiche Mädchen haben niemals Ärger, nur Zuhause, weil Geld dort nichts zählt. Ich hatte gehofft, dir ein bisschen zur Seite stehen zu können, aber wenn du nicht mit mir redest, dann kann ich dir nicht helfen.“

Als Tabea zutiefst verletzt und irritiert keine Worte zum Antworten fand, fügte Johann noch hinzu: „Du musst mit mir reden, wenn ich dir helfen soll. Hörst du?“

Tabea hörte, aber sie konnte nichts sagen. Ein kurzer Moment der Stille folgte, in dem die Luft zwischen ihnen beiden zu knistern begann. Dann sprang Tabea auf die Füße, wich ein paar Schritte von der Bank zurück und funkelte Johann so böse an, dass ihre Stirn vom Zusammenziehen schmerzte.

„Wie kannst du es wagen“, zischte sie eisig. Und dann noch einmal, aber diesmal schrie sie: „Wie kannst du es wagen! Du hast nicht die geringste Ahnung davon, was in meinem Haus passiert! Du hast nicht die geringste Ahnung, welchen Schmerz ich ertragen muss! Wie kannst du es wagen zu behaupten, wir Reichen hätten es leichter als ihr? Was weißt du denn schon von den Problemen der Leute mit Geld? Nur, weil wir nicht täglich um unser Essen betteln müssen, sind unsere Probleme weniger Wert als die euren? Sehe ich das richtig? So denkst du über uns?! Ich sage dir jetzt mal etwas und das merkst du dir gefälligst auch: Meine Probleme gehen dich einen feuchten Kehricht an und wenn du glaubst, ich sei auf deine Hilfe angewiesen um mit irgend etwas fertig zu werden, dann hast du dich geschnitten, denn das bin ich absolut NICHT!“

Tabea musste kurz aufhören zu schreien, um wieder richtig Luft zu bekommen. Sie war noch nicht fertig, aber wenn sie jetzt schon weiter machte, würden ihr ganz sicher Worte herausrutschen, deren Benutzung sie für gewöhnlich vermied.

Johann saß noch immer halb rückwärts und halb seitwärts auf der Lehne und sah sie vollkommen ruhig und gelassen an, als habe sie soeben nicht ihn als Proletarier beschimpft und angeschrien, sondern einen unsichtbaren Menschen hinter ihm. Diese Ruhe, die von ihm ausging, machte Tabea so aggressiv, dass sie die Hände zu Fäusten ballen musste.

„Was starrst du mich denn so an!“, schrie sie. „Hör auf, mich so anzustarren! Du machst mich wahnsinnig! Ich hasse dein Gestarre, also hör gefälligst auf damit! Ich hasse es! Ich hasse DICH!“

Als Johann aufstand um auf sie zuzukommen, wich sie einen Schritt zurück und zeigte drohend mit dem Zeigefinger in seine Richtung.

„Fass mich nicht an! Versuch es gar nicht erst! Bleib wo du bist, hast du verstanden? Bleib wo du bist, oder ich fang an zu schreien!“

Johann schüttelte den Kopf und ging um die Bank herum. Tabea wich noch einen Schritt zurück, blieb dann aber entschlossen an Ort und Stelle stehen. Sollte er doch kommen! Sie hatte keine Angst vor ihm!

„Ich schreie!“, warnte sie noch einmal, als Johann weiter auf sie zukam, aber dieser blieb trotzdem nicht stehen. Tabea wurde so wütend, dass sie nach ihm schlug ohne ihn zu treffen. Was fiel diesem Kerl denn eigentlich ein! Für wen hielt sich dieser aufdringliche Gossenjunge überhaupt!

„VERSCHWINDE!“, brüllte sie aus Leibeskräften und wollte erneut auf ihn einschlagen, aber diesmal wehrte Johann sie ab und hielt ihr Handgelenk umklammert. Tabea trat nach ihm, doch obwohl sie mit voller Wucht sein Schienbein traf, zeigte Johann keine Reaktion. Er versuchte etwas zu sagen, aber Tabea begann in ihrer Wut aus vollem Hals zu kreischen und droste mit der freien Hand voll Verzweiflung auf ihn ein. Sie wollte es nicht hören! Kein einziges Wort von dem, was er zu sagen hatte! Er sollte still sein, still, still, still, still, still!

Je heftiger sie auf ihn einschlug, desto verzweifelter wurde sie und je verzweifelter sie wurde, desto heftiger schlug sie auf ihn ein. Als sie merkte, dass Johann sich überhaupt nicht rührte und ihre Bemühungen folglich völlig umsonst zu sein schienen, hörte sie auf zu kreischen und zu schlagen und sah ihn völlig außer Atem und mit glitzerndem Hass in den Augen an. Seine Augen glitzerten zurück, aber nicht wütend, sondern...

„Lass mich sofort los“, keifte Tabea irritiert und zog an ihrem Arm, den Johann noch immer nicht loslassen wollte. Seine Augen... seine Augen... auch die machten sie wahnsinnig... sie funkelten so unnatürlich, dass es ihr unmöglich war, auch nur für einen Augenblick woanders hinzusehen. Waren das wirklich seine Augen? Sie hatte sie noch nie von so Nahem gesehen...

„Ich schreie gleich“, knurrte Tabea, nun auch wütend auf sich selbst und zog erneut an ihrem Handgelenk.

Ihre Stimme wurde wieder lauter, in der Hoffnung ihre verwirrenden Gedanken zu übertönen, und so schrie sie fast schon wieder: „Ich warne dich, Johann! Lass mich jetzt auf der Stelle los, oder ich –“

Weiter kam Tabea nicht. Kalte, weiche Lippen legten sich auf ihren Mund, so blitzschnell und plötzlich, dass sie gar nicht in der Lage war, zu reagieren. Aus einem Reflex heraus schloss sie die Augen, öffnete sie aber wieder, als ihr bewusst wurde, was Johann da eigentlich tat.

Er. Küsste. Sie!

Mit einem entrüsteten Jaulen zerrte sie an ihrem Arm und versuchte den Kopf zurückzuziehen, aber Johann hatte ihr bereits eine Hand in den Nacken gelegt und hielt sie eisern fest. Verzweifelt versuchte Tabea sich zu wehren, strampelte hilflos mit Händen und Armen, aber er ließ sie nicht los. Nicht mal ihren Arm gab er frei, so sehr sie auch daran riss und zerrte. Er hielt ihn fest, hielt ihn einfach fest.

Dann, nach einer Weile, lockerte er den Griff in ihrem Nacken und strich ihr vorsichtig mit den Fingerspitzen über die weiche, empfindliche Haut. Tabea durchfuhr ein Schaudern. Sie schloss die Augen wieder, obwohl sie gar nicht wollte, und gab sich ganz dem feinen Kribbeln hin, dass Johanns kühle Finger hinterließen. Es fühlte sich so gut an... Sie wollte es nicht genießen, aber sie konnte nicht anders. Dieses Gefühl seiner Hände, seiner Lippen auf ihrem Mund, es durchfuhr sie bis ins Innerste, ließ ihr Herz rasen, machte es kalt und warm zugleich in ihrer Seele. Sie ließ los, ließ alle Anspannung von sich abfallen und nahm einfach nur alles in sich auf, was sie gerade spüren konnte.

Sie wurde g e l i e b t.

Etwas Schöneres als das konnte es wohl überhaupt nicht geben...

Als er merkte, dass sie sich nicht mehr wehrte, ließ Johann ihr Handgelenk los und

nahm die andere Hand aus ihrem Nacken. Tabea merkte es kaum, hing bloß voll und ganz ergeben an seinen zarten, sanften Lippen. Sie fühlten sich so gut an, so richtig, so vollkommen –

Ein stechender Schmerz ließ sie zusammenfahren, aber sie blieb wie sie war. Sie löste sich nicht von Johann, für keinen Schmerz der Welt. Nicht jetzt.

Er hatte sie in die Lippe gebissen, doch der Schmerz verblasste schnell. Sie gehörte in diesem Moment voll und ganz ihm. Was er tat, war ihr herzlich egal.

Sie spürte, wie er langsam an ihren Lippen zu saugen begann. Mit jedem Zug stach der Schmerz ihr wieder ins Bewusstsein, aber sie verdrängte ihn so gut es ging. Sie konzentrierte sich nur auf Johann, auf Johann und auf gar nichts sonst. Sie wollte, dass er sie wieder berührte, aber seine Hände regten sich nicht.

Zwischen einem Zug und dem nächsten fühlte sie, wie etwas warmes, flüssiges ihre Lippen entlang und aus ihrem Mundwinkel lief. War das Blut? Oder war es Speichel? Sie wusste es nicht und es war ihr egal.

Während Johann immer weiter saugte, verlor sie sich immer mehr in ihm und allem, was sein Kuss sie fühlen ließ. Sie wurde schwächer, ohne es zu merken. Der warme, dicke Tropfen war an ihrem Kiefer angekommen, tropfte aber nicht herunter. Tabea bemerkte ihn nicht. Sie konnte kaum noch denken, das Blut rauschte ihr in den Ohren. Johann saugte immer stärker, gieriger, und sie ließ es geschehen. Ich will jetzt nicht aufhören, dachte sie träge, während Johanns Kuss sie immer benommener werden ließ. Es tat viel zu gut dafür, so viel zu gut.

Lass mich ihn küssen, bis die Welt untergeht, dachte Tabea, während Johann seinen Arm unter ihrem hindurch schob, um sie aufzufangen, wenn sie gleich fiel.

Lass mich ihn küssen, bis gar nichts mehr zählt. Für immer und ewig, und wenn das nicht geht, dann wenigstens noch einen letzten Augenblick. Einen Herzschlag lang wollte sie ihn noch küssen.

Bitte, dachte sie.

Nur ein...

...letzter...

...Herzschlag...

... noch...

...

..

.

~~~~~

<http://animexx.onlinewelten.com/fanart/zeichner/221746/1544374/>

Das Bild, auf dem die Geschichte beruht.

Jetzt spoilert es ja nicht mehr ^\_~